

Interview mit dem Architekten Carl-Peter von Mansberg

Also zunächst zu meiner Identifizierung: Ich heiße Carl-Peter von Mansberg, geboren 1935, studiert in Hannover und München, Assistent an der TU in Berlin für kurze Zeit und seit 1966 selbständiger Architekt in Lüneburg.

Ich habe mit mehrfachen Anläufen mich um die Hochschulen, den Hochschulbestand, die Hochschulerweiterung, die Sicherung der Hochschule Lüneburg mich bemüht. Ich war Mitglied der Universitätsgesellschaft und habe schließlich einen Wettbewerb für eine Gesamt-, damals noch Gesamthochschule Nordostniedersachsen, gewonnen auf dem Standort Schnellenberger Weg. So heißt das in Lüneburg auf der Westseite und wir waren fast schon im Bau, die Baugenehmigung für 4 große Institute lag vor und dann platzte aber das Ganze an den Eigentumsverhältnissen und einem politischen Wandel in Niedersachsen. So das war eigentlich ein wichtiger Einstieg, fortan habe ich in Kenntnis der Raumprobleme in der Universität mich sehr bemüht, an einer anderen Stelle ein ähnliches Projekt ins Leben zu rufen. Das Projekt Gesamthochschule gab es auch inhaltlich nicht mehr, es sollte nicht als Konzept für Niedersachsen länger gelten, also es ging dann nur noch um die Universität an sich und ich habe dann auf einem Raumprogramm der Universität für 3000 flächenbezogene Studienplätze, so hieß das damals, einen Entwurf gemacht für ein Gelände an der Feldstraße, nämlich dort, wo benachbart zum Rotenbleicher Weg, sag mal, die Rumpfeinrichtung der damaligen Universität untergebracht war. Ich hatte auch einen Hamburger Investor dafür gefunden, der mit 70 Mill. DM wohlgermerkt an dieser Stelle Seminarräume, Bibliothek, Mensa und solche Dinge bauen wollte. Da gab's Pläne, Modelle und das Ganze ist dann aber doch letztlich gescheitert in Hannover an der damaligen Landesregierung, vertreten durch den Kultusminister, Herrn Cassens, den dieses privat finanzierte Hochschulprojekt bezogen auf Privatfinanzierung unheimlich war. Also kippte auch das, brach in sich zusammen und das war nun zeitlich fast passend damit, dass mit der allgemeinen Truppenrevolution der Bundeswehr diese Kaserne in absehbarer Zeit sichtbar freifallen würde und ich würde mal so deuten in Würdigung all meiner bis dahin vorgelegten Entwürfe und dem Wettbewerbs 1. Preis hat dann die NILEG, eine private Behörde, die aber im Auftrag des Landes handelt, denn gesagt, jetzt nehmen wir den, der muss das jetzt einmal richtig hinmachen. Und so ging es dann los in ziemlicher Windeseile, damit also auch der Entschluss, hierher zu gehen, nicht durch irgendwelche politischen, weiß ich, Veränderungen, wieder gekippt wurde, also ganz schnell die Hörsäle bauen. Loch in die Erde, Hörsäle hin.

Interviewerin Finkeldei: Und wie wurde dann weitergemacht?

von Mansberg: Es gab, ich hab das jetzt etwas salopp gesagt, mit dem Loch in die Erde. Wir haben dann, wir sind dann gebeten, eine, ein Gesamtkonzept für das Areal hier zu machen ausschließlich der Exerzierplätze im Süden. Das haben wir gemacht mit einem Modell, das gibt's heute noch und daraus entstand die Idee in der geometrischen Mitte dieser Kasernenanlage die allgemeinen Dinge wie Hörsäle und Foyers unterzubringen, also eine ganz nahe liegende Unternehmung. Und nachdem das vorlag, dies Gesamtkonzept so, hieß es dann, gut also jetzt, das ist das Konzept, das nehmen wir so und jetzt bitte ganz schnell die Hörsäle 1 und 2 bauen und da sich alle politischen Instanzen einig waren, es muss sein, sonst ist das Leben dieser Universität, oder Überleben, gefährdet, weil sich vielleicht mache fragen, warum Lüneburg? Also wir haben Osnabrück und wir haben Hannover und Braunschweig und Bielefeld. Was soll das, nun auch noch Lüneburg, nein, nein, also in Lüneburg saß dann alles. Ja, Ja, wollen wir bis Bonn damals noch Bundesregierung. Und dann sind also ziemlich vom Zaun gebrochen diese beiden Hörsäle betonierte worden im Keller und da hieß es dann, also mit

diesem Betonfundament kann man nichts mehr zurückdrehen. Das war also wirklich ein springender Punkt in der ganzen Geschichte und von dann ab ging es eben weiter mit den Hörsälen 3 und 4 und dann mit der Mensa und dann mit der Bibliothek und schließlich auch hinter diesem Gebäude 12 und 11 ist es ja, der Hörsaal 5. Also ich würde jetzt mit Blick auf das, was uns beide hier beschäftigt, nochmal sagen, es hat eigentlich 4 verschiedene Typologien fürs Bauen hier gegeben. Die eine und die eine Methode hier zu bauen und Studenten anzusiedeln lag auf der Hand, nämlich diese große, ich nenn das mal Flotte der Hauptgebäude, der Mannschaftsgebäude hier die Struktur dieses Geländes wesentlich prägt, geschah also durch Umbau. Man hat diese Gebäude unter Wahrung der Fenster und Dächer usw. in sich strukturell umgebaut. Das hat die staatliche Bauverwaltung selber gemacht. Dann gab es dies andere, das waren also statt nur Umbau in einem Ding ganz neue Gebäude schufen. Das waren nun diese Hörsäle, die wir gemacht haben, die also völlig aus sich autonom eine ganz neue Bauform suchen, eine neue Gestalt, wesentlich geprägt durch Offenheit und Transparenz nach draußen, Bezug zum Außen usw.

Die dritte Typologie war die der Mensa, nämlich einen Dialog zu suchen zwischen einem vorhandenen Gebäude und einem neuen Bauteil. Also bei der Mensa ist es dann das alte, glaube ich, Unteroffizierskasino, jetzt als Küchengebäude und davor gestellt in Analogie zu der quer verlaufenden Baumallee diesen großen nach Süden gerichteten Speisesaal, also Gespräch zwischen zwei Momenten oder zwei Gedanken oder zwei Erfahrungen.

Und die vierte Art zu Bauen war dann die Bibliothek, die auf Wunsch auch aus der Reihe der Geldgeber nun die damals vorhandene Reparaturwerkstatt für Panzerfahrzeuge integrieren sollte in das Ganze. Wenn man will, ist das so eine Art Symbol geradezu. Also jetzt haben wir die eingeschlossen in den Neubau und das in der zentralen Bibliothek, vielleicht in der Summe eines Wissens dort sammelt. Bibliotheken werden ja oft als der Mittelpunkt so einer Universität gefeiert. Also da hinein dieses Gebäude zu erhalten und umzunutzen. Viele erkennen es gar nicht, dass das also nur diese Werkzeughalle, wir haben allerdings daran erinnert, wenn man an den zentralen Kern herumgeht, sieht man noch die, eine jedenfalls, der Gruben, über die die Fahrzeuge drüber fahren und repariert wurden und wir haben uns nach einigem Zögern auch nicht gescheut, dann aus den Resten der Kaserne von Panzerfahrzeugen, Maschinenbauteile, keine schießenden Einheiten dort zu integrieren und zu zeigen, das ist die Geschichte dieses Ortes und die Verwandlung findet komplett statt. So, wir haben uns auch darauf eingelassen, dass der Rhythmus dieser Hallen, der Panzerhallen, im Rhythmus auf der Südseite der Bibliothek wiederkehrt, wir den aufnehmen für ,ne Weile und dann wieder verlassen. Es ist viel gedacht und überlegt worden und Sie haben es eben angesprochen, wenn wir jetzt auf die Bibliothek kommen, wir haben uns sehr viele Gedanken, natürlich das gehört eigentlich zum Wesen innerhalb von Architekturschöpfungen, gemacht, wie im Detail das, was wir meinten, seinen Ausdruck finden könnte. Man muss aber dazu sagen, dass die Mittel, die zur Verfügung standen, außerordentlich eng begrenzt waren. Die Finanzierung durch die NILEG musste in den Baukosten mit enthalten sein. Das heißt, wenn Sie eine Summe nehmen, war das nicht die Bausumme, sondern mussten also erst mal ganz hohe Prozentsätze raus, um die Finanzierung des Ganzen sicherzustellen und dann blieb ein Bauetat, und der war sehr eng. Aber wir haben daraus auch versucht, aus dieser Not eine Tugend zu machen. Das hat dann aber nicht nur wirtschaftliche Hintergründe, sondern natürlich auch, weiß nicht, zeitbedingte Überlegungen. Wir haben gespielt mit Technik, also mit Haustechnik, mit Konstruktionstechnik, Funktionsansprüchen, Licht, Materialität. Klingt alles ganz selbstverständlich, ist es eigentlich auch, gehört zur sorgfältigen Arbeit eines Architekten dazu. Es gab so Kleinigkeiten, auf die ich manchmal aufmerksam gemacht habe. Am Ende dieses langen Foyerganges,

der ja ziemlich genau 100 m lang ist, läuft man ja auf die zentrale zu. Man tritt unter ein Dach, ein Baldachin, eine Art Tempel, Athene-Tempel meinerwegen. Der bremst zu einer großen Bewegung in die Halle, schafft auch einen Drehpunkt in die seitliche Garderobe, aber ist natürlich auch ein Symbol, eine Anspielung, das versammelte Wissen dahinter zu haben. Wir haben versucht, die Tradition der alten Bibliotheken aufzunehmen, indem man, also ich denke jetzt an die Bibliothek Nationale Paris von Labrouste, 1861 glaube ich, in dem natürlich die Bücher das Ganze, den ganzen Raum prägen, die Bücher umgeben, umschließen alle. Das war längst nicht mehr selbstverständlich, zu dem Zeitpunkt schon gab es so Universitätsbibliotheken, die aus Blechregalen, ich bin jetzt hässlich, bestanden und an den Seiten waren Fenster und das war's dann. So. Das haben wir aber dann auch in Übereinstimmung mit dem Bauherrn, der NILEG, das muss ich förmlich sagen, da stießen wir immer auf sehr viel, gab für solche Gedanken auch Verständnis. Wir haben dann also doch durchgesetzt, also auf wirklich hölzernen Regalen das ganze Erdgeschoss umhüllt ist. Wenn Sie reinkommen, sehen Sie das. Und eine andere Anspielung auf diese Bibliothek Nationale, ich will das nicht überstrapazieren, war, dass man einen Lesesaal braucht. Auch den gab es im Raumprogramm nicht. Man sollte an den Regalen sitzen und lesen und arbeiten. Aber wir haben insofern, wenn sie so wollen, gearbeitet mit so wunderbaren schon zitierten Bibliothek und haben in die Mitte einen aus Stahl, wie in Paris aus Gusseisen damals, also einen Lesetisch gebaut, ein zweigeschossiges Gestell, das mit Glasbrücken verbunden bis zum Hauptbaukörper und dort oben sind die Leseplätze. Ne Zeitlang waren wir traurig darüber, dass sie gar nicht benutzt wurden und wir sahen wenige, es hat sich aber sehr geändert, es sind inzwischen durchaus bevorzugte Arbeitsplätze und schaffen eben auch vom Bewusstsein noch mal die Mitte, die Mitte ist das Lesen, das Arbeiten an den Büchern.

Ja, und ich geh noch mal auf diese eingeschlossene Halle, da ist ein offenes Magazin, das war diese Fahrzeughalle und das haben wir die alten Türen drin gelassen. Wir hatten ne funktionale Begründung, man würde das offene Magazin vielleicht auch mal aus funktionalen Gründen würde schließen müssen. Dann hätte man die alten Türen, aber wir haben natürlich das Rätselraten an dieser Stelle etwas einfacher gemacht. Diese Türen sind die alten Hallentüren, die haben eigentlich im Grunde wirklich keine Funktion. Ich hab' noch nicht gehört, dass sie jemals zugemacht worden sind. Aber mit diesem Aha, was ist denn dies und so also zieht sich ein Detailkanon durch das Ganze durch. In Anspielung, dass das Regal da drinnen, das hat noch eine Stahlkonstruktion, wir haben also da noch richtig mit industriellen Produkten gearbeitet und keine künstlichen Veredelungen betrieben.

Interviewerin Finkeldei: Sie haben ja auch viel mit Licht gearbeitet. Sie haben gesagt, Ihr Leitsatz war erst von Lumière bei der, beim Planen der Gebäude

Von Mansberg: Ach so, ja, ich neige zu großen Zitaten und da habe ich den großen, einen der ganz Großen des 20. Jahrhunderts,, es ist ja nun bestimmt nicht falsch, und entspricht mir ein bisschen, also wir haben sehr viel mit, also mit Raum, ich würd das jetzt mal übersetzen, so gearbeitet und natürlich mit Licht, aber auch mit Sound, das hat mich früher überrascht, also mit Klang, das heißt ich würd es auf Akustik umdeuten. Wir haben in der Eingangshalle der Bibliothek einen sehr großen Nachhall, ich glaub von 2,3 sec/m. Das ist eine Nachhallzeit, die in Konzertsälen, z.B. in der Hamburger großen Laeishalle, sehr gute Musikalität voraussetzt oder schafft und wir haben drinnen im Lesesaal, wo man ja eigentlich nach 10 m möglichst den anderen nicht mehr verstehen will, dann Nachhallzeit von 0,7 einge.... Das kann man machen, dazu haben wir einen Akustiker herangezogen, mit dem ich schon immer gearbeitet habe, und ich glaub, das hat auch so funktioniert.

Interviewerin Finkeldei: In den Hörsälen haben Sie das ja ähnlich gemacht.

Von Mansberg: Genauso. Da ging es uns darum, dass man also unten am, als Lehrender ohne Mikro würde stehen können und in der letzten Reihe würde man verstanden. Das geht, wenn man nicht gerade nuschelt und, sondern auch energisch spricht und gehörte vielleicht dazu, dass wir gleichzeitig diese Hörsäle nach außen öffneten. Ich hab Hörsäle selbst erlebt, in denen man drinnen saß und nicht wusste, ob Sommer oder Winter, Regen oder Nacht oder Schnee, das konnten wir alles nicht. Aber hier wollten wir, es war ja der Campus dafür da, den Bezug zum Draußen auch herzustellen, dass man gelangweilt rausgucken darf oder sich erholend rausgucken darf und dazu die Stimme hört, so wie einer wörtlich spricht. Ich merke in der Regel, wenn er Mikros trotzdem benutzt, macht nichts, aber man könnte auch im großen Hörsaal mit den 700 Plätzen wirklich so sprechen. Ich hab das ja eben schon mal gestreift, irgendwie so 4 Typologien rausgegriffen habe, also in der Mensa war es nämlich das Küchenthema, Thema Nr. 1, das gehörte zwar auch dazu, weil eine entsprechende Küche in dem Altbau nicht vorhanden war, die musste dort auch organisiert werden einschließlich Keller und ja nun da drüber aber der Hauptangelpunkt war natürlich der Speisesaal an sich. Und wir haben nach einigem Zögern uns entschieden, einen 90 m langen Speisesaal zu bauen, sozusagen als Endpunkt der vorhandenen oder wieder geschaffenen Ost-West-Allee und haben diesen Hörsaal dann auch hinter die dort vorhandene Lindenbaumreihe gesetzt. Das hatte verschiedene Vorteile. Das eine war, was technisch, ja, technisch physikalisches zu nennen, diese Bäume davor boten natürlich einen wunderbaren Schattenschirm im Sommer, wie jetzt, wir hätten komplizierte Sonnenschutzanlagen bauen müssen, aber das Blätterwerk ist so dicht, dass diese Südfassade, es ist Süden, 90 m lang, ich bitte Sie, da würde man bei diesem Wetter ersticken, normalerweise. Also wurde Schatten gespendet und im Winter, wenn die Blätter runter sind, wir haben das mal berechnen lassen, also schon ab Februar bei normalem nicht so kaltem Winter, gleicht sich der Haushalt aus zwischen Wärme hineinnehmen und Kälteabstrahlung. Organisatorisch im Raum fanden wir auch nach einigem Überlegen im Gegensatz zu Mensen, die wir kannten, diese lang gestreckte Form, obwohl es ja zunächst mit den Wegen etwas merkwürdig erscheint, doch als sehr nützlich, weil alle, die in diesem Raum sitzen, auch wenn sie nicht unmittelbar am Fenster sitzen, doch sehr stark am Draußen beteiligt sind, als wenn Sie an einem Riesenbrei von Tischen, weiß ich 60 m tiefer Raum im Quadrat sitzen, haben wir mal erwogen, fanden wir nicht gut und auch dieser sehr lange Saal lässt sich zerlegen in, weiß ich, Kopfbereiche, wo man dann mit 50/60 Leuten sehr gut für sich sitzen kann, ohne das Gefühl zu haben, ich sitze in einem Brei von 700 Plätzen. Also ich bin sehr glücklich über diese fast mutige Entscheidung, einen so lang gestreckten Saal zu setzen, nicht nur um das Mannschaftsgebäude zu verdecken und zu überblenden, sondern eben auch als dieser Raum, der wirklich sehr gut sich eignet genau für individuelles Sitzen und für nah sitzen am Draußen, also Einfluss von Landschaft. Es gibt noch ne technische, ein technisches Detail, das wir damals, sehr früh könnte man sagen, aber uns bekannt, benutzt haben. Wir haben die Außenhaut als Kühl- und Wärmefassade gebaut. Das gibt und gab damals ein Patent eines Fassadenherstellers Gartner aus Gundelfingen, ein großer berühmter Betrieb, und wir haben dann also es geschafft, dass die Außenfassade, also die Glasfassade trägt das Dach, das ist schon sehr ungewöhnlich, und besteht aus Hohlprofilen, in denen warmes bzw. kaltes Wasser zirkuliert. Das heißt, wir haben gar keine Heizkörper, sondern wir fangen die Kälte dort ab, wo sie am besten gleich abgefangen wird, nämlich am Fenster selbst durch die durchströmten Profile oder im Sommer, was bisher nie gemacht worden ist, schicken wir, man könnte aus den Kühlzellen das nehmen, schicken wir kaltes Wasser durch und haben einen klimatisierten, wenn Sie so nen klimatisierten Raum, ne Belüftungsanlage hat das sowieso. Und es war mal Anlass, das der Expo 2000 vorzuschlagen als Projekt, aber die Universität hätte also 200.000,-- DM Eigenmittel zusteuern müssen für diesen Stand damit oder ich weiß nicht, was dazu gehörte, und das glaubte die Universität nicht zu haben, also das Projekt nicht hingegeben, es hätte sich gelohnt, man könnte heute immer

noch mit Solarzellen auf dem dahinter liegenden Küchengebäude warmes Wasser und Elektrizität erzeugen und hätte ein ökologisch vorbildliches Gebäude. Also hier verbinden sich die Lust am transparenten Raum und die Technik, die ich dafür heute habe, und das Wohlbefinden derer, die da drinnen sind, wenn ich behauptete, dass man auf dieser langen Strecke doch immer nah am draußen bleibt. Also offen gestanden, Stichwort Nachhaltigkeit war sehr klein geschrieben zu der Zeit und wenn wir gefragt wurden, was verstehen Sie unter Nachhaltigkeit bei Bewerbungsgesprächen bei staatlichen Auftraggebern, dann haben wir gesagt, wir bauen solide, damit Sie in den nächsten 10/20 Jahren keine Bauunterhaltungskosten haben und dann haben sie genickt, alle ja, das ist nachhaltig. Gut, also das wär heute, der Fachbereich würde sich die Haare raufen wahrscheinlich und sagen, das ist sehr kurz gegriffen. Also ich müsste jetzt fairerweise zugeben, wir haben mit Martin Dieckmann auch natürlich gesehen, dass wir möglichst viel Betonflächen entsiegeln, es waren 70 % der gesamten Kasernenfläche waren mit Beton versiegelt für die Fahrzeuge. Dies war ja ne Artilleriekaserne, glaube ich, ne Versorgerkaserne. Das haben wir so gut wie ging, es ist ja ne Kostenfrage, geknackt, aufgebrochen, Bäume gesetzt. Wir haben in der Mitte die Baumallee, die so im Osten ansetzt und im Westen an der Mensa vorbeiläuft, versucht zu ergänzen. Wir haben solche Kolonnenbildung gemacht, hier wie diese Hecken und eben die Gabunen mit den Steinen drin, die Dieckmann zusammen gesammelt hat, dahin gesetzt hat, also mit dem Material, was es bis hin zu unserem gescheiterten Projekt eines offenen Regenwasserkanals, also Panting hätt man hier nicht machen können wegen Cambridge so viel Wasser wär dafür nicht gekommen. Aber wir stellten uns so vor, dass dies Wasser hier oben auf dem Berg, das ist ja nen Berg, nicht, die Entwässerung oder das eigentliche Wasserviertel liegt ja an der Ilmenau bzw. Hasenburger Bach. Hier oben ist nen trockener Berg und es war mal vorgeschlagen, hier irgendein Biotop zu bauen. Das hatten Dieckmann und ich nen bisschen kopfschüttelnd, das ist kein Gelände für ein Biotop hier. Aber das Regenwasser hier fließen zu lassen und vielleicht mit ner Steuerklappe mehr oder weniger ablaufen zu lassen in das städtische Kanalnetz, würde man heute natürlich auch nicht mehr machen, würde man Regenrückhaltebecken bauen, waren so die Ansätze. Also ich würde eher sagen, formal ästhetisch mit dem was hier so ist, son bisschen abgelauscht, was macht man damit, wie ergänzt man das und Dieckmann hatte den Begriff des Universitätsparterres hier geprägt. Fand ich ganz schönen Begriff, weil ja diese, der Hörsaalgang mit den Hörsälen, der Bibliothek ja in der geometrischen Mitte des ganzen liegt. Also wie so'n Parkett, wenn Sie drum herum die Ränge in einem Theater sehen, ist in der Mitte das Parkett, nicht, da spielt sich alles ab.

So. Ja, also wie gesagt, Herr Libeskind hat ganz andere Pläne und die Holländer wollen das ja alles ganz anders aufziehen und unkenntlich machen. Das ist nicht so mein Thema. Man hat ja auch diese Gebäude nicht abreißen können oder wollen. Und ich finde fast, es ist ne Aufgabe, wie wir mit den Dingen umgehen, also weder glorifizieren noch meinen, wir müssen alles kaputt machen, was da war. Wir wollten also, ja, so wie mit unserer eigenen Vergangenheit ja auch umgehen müssen, d.h. nicht sie akzeptieren, aber vielleicht zieht sich jeder für sich das heraus, was tragfähig weiter geht, gehen kann.

Interviewerin Finkeldei: Neben den Wassergräben gab es da noch andere Sachen, die nicht verwirklicht worden sind oder war das in der Kürze der Planungszeit einfach gar nicht möglich, mehr zu planen.

Von Mansberg: Ne, die Kürze der Zeit, aber auch, wie gesagt, ich hatte eingangs gesagt, es gab wirklich sehr, sehr wenig Geld und wir haben also den reinen Bau der Mensa mit 20 Mill. DM, also das würde heute, zig, vierzig kosten oder so nicht. Und die offenen Rohre, die wir führen, und die offe-

nen Luftrohre und solche Dinge und die Teilverkleidung von Wänden, die sonst im Beton bleiben, sind zwar auch ne ästhetische Lust, also das Ganze bloß nicht so hoch zu pusten, aber es ist natürlich auch dem Umstand geschuldet, dass wir wenig Geld hatten. Wir haben uns aber nie behindert, wirklich behindert gefühlt, sagen wir machen jetzt so ne Armutsbauerei. Das, das, der Eindruck entstand nie, denn die NILEG ist ja bei vielen Dingen auch mitgegangen, wo sie nicht hätte mitgehen müssen, wenn sie nur auf den Groschen geguckt hätte, nicht.

Interviewerin Finkeldei: Was bedeutet der Campus heute für Sie? Bzw. das, was Sie gebaut haben darauf?

Von Mansberg: Ach, es bedeutet mir schon viel. Es sind ganz viele verschiedene Ebenen. Erstens war es dann doch, wie soll ich sagen, das Ende der verschiedenen Bemühungen hier in der Stadt, diese Universität irgendwie heimisch werden zu lassen baulich und dann war mir das schon, ach Gott das Wort Anliegen möchte man mal unterdrücken, war es mir schon aus meiner persönlichen Lebensgeschichte außerordentlich dringlich und lieb, also so einen militärischen Standort zu verwandeln in eine bürgerlich, zivile Einrichtung. Bin selbst Jahrgang 35, also Vorkriegsjahrgang und stamm aus einer alten Soldatenfamilie mit allen negativen und bitteren Erfahrungen, also ich hab mir manchmal leis auf die Schulter geklopft und mir zugnickt, ist doch ganz wunderbar, dass du die Gelegenheit hast, so ein militärisches Areal zu transformieren. Und wenn du noch selber am Pult stehst und über Kulturwissenschaften und Architektur sprechen darfst, dann ist es eigentlich, weiß ich, fast ein Traum, nicht.

Ach so, ja, diese Arbeit von Christian Philipp Müller, ja. Ja, das war eine sehr schöne Begegnung, auch mit dem, eigentlich dem Bauherrn / Auftraggeber NILEG, die ja, also glaub ich 120.000,00 DM zur Verfügung stellten, um, jetzt kommt dieser Begriff, der so'n bisschen mühsam geworden ist, 2 % Kunst am Bau hier zu realisieren. An diesen Bemalungen der Hörsäle sieht man ja ähnliche Anstrengungen. Es sind nicht alle gelungen in meinen Augen, aber das macht nichts.

Interviewerin Finkeldei: Aber die Genehmigungen haben Sie ja

Von Mansberg: Ja, sehr gerne auch, sehr gerne auch. Also das fand ich ne sehr schöne Geste, dieses Projekt durchführenden Unternehmens NILEG das zu versuchen. Und mit Christian Philipp Müller haben Sie natürlich einen hervorragenden Künstler gefunden. Ich war in so einem Auswahlgremium mit und wir haben uns leichten Herzens gerne für Christian Philipp Müller und sein Konzept entschieden. Und er ist mit mir auch sehr ausführlich, und es freute mich dann auch, durch die Bibliothek gegangen und wir haben die Anzahl der Bilder und wo sie gehängt werden sollten, sehr sorgfältig miteinander besprochen. Ich hab da ihm da gar nicht reingeredet, das musste ich gar nicht. Der wusste ziemlich genau, wo er hinwollte und sollte und ich finde das ganz wunderbar und ich komme demnächst in den Besitz von 3 Exemplaren, die übrig geblieben sind, was mich wieder besonders freuen wird, weil das auch eine Art von Kunstwerk ist, das nicht expressionistisch immer dauernd auf sich aufmerksam machen will und Aufmerksamkeit heischt. Es ist ja ne sehr stille und sehr einfache, sehr eindringliche Arbeit, die eigentlich beim zweiten Hinsehen noch wirkungsvoller ist als beim schnellen Durchgehen.

Interviewerin Finkeldei: Es sind ja an verschiedenen Orten in der Bibliothek auch Bilder davon, ne.

Von Mansberg: Ja, das hat Christian Philipp Müller ja thematisch aufgearbeitet. Es gibt also irgendeine Sammlung von Bildern, die mit Universitäten zu tun hat, Campusuniversitäten wohl gemerkt, die

mit Salz, also Salt Lake City z.B., zu tun haben. Die sind glaube ich in dem offenen Magazin untergebracht oder Campusuniversitäten, aus denen große Staatsmänner oder Politikervorgänger usw. Das hatte schon seine innere Konsequenz, das Ganze. Also wichtig sind diese unterschiedliche Art, diese Dinge anzugehen. Ich bau die einfach um, ich reiße sie nicht ab. Ich bau auch ganz neu. Zeitbewusstsein, wie sieht so was heute den eigentlich aus? Und ich spreche, ich nehme also die, dieses Offiziersuntercasino und mach daraus ne Mensa, indem ich davor einen großen, gestreckten, offenen, überhaupt nicht pathetischen Speisesaal fließen lasse. Und dann auch noch hochtechnisch modern gemacht, nicht. Und dann zum Schluss mal der Versuch, was ist eigentlich, wenn ich das Ganze in sich einschließe und ich nehm diese Bundeswehr-Panzerreparaturhalle und umfahre die. Was heißt denn das? So, es wurde überlegt, ob wir dort Kranbahnen drin lassen. Ne, Kinder, ne, dann wird es lächerlich. Also dann sieht man eben diese Konsolen der Kranbahnen und wir machen, eine Grube lassen wir offen und legen da so Teile rein, Fahrzeuge wurden hier repariert. Die gehen sogar für nen Moment auf der Rückseite auf den Rhythmus ein, den die damals hatten. Wechseln aber dann in unseren Rhythmus zurück, nicht. Das gefiel mir. So, so kann man vielleicht mit so einer Geschichte umgehen. Die sich anzuverwandeln, aber ich kann verstehen, dass das also unterschiedlich betrachtet wird. Ich bin so damit sehr zufrieden mit dieser Art, wie soll ich das jetzt nennen, ein neues schwieriges Ganzes herzustellen. Das trifft es vielleicht am besten. Schwierig, weil es auch problematisch ist. Also ich hab erst, das können Sie aus meinem anderen Film sehen, ja hier nicht hergewollt. Aber beim ersten Rundgang 99 habe ich gesagt, ich hätte mir diesen Standort nicht gesucht. Ich hätte immer Angst, mit der Geschichte, der jüngsten Vergangenheit, nicht alter Vergangenheit des Militärs, das wir die nicht in den Griff kriegen oder nicht balancieren können. Und ich hab auch gedacht, dies wird hoffentlich nicht das Letzte sein. Der Campus hat so viel Fläche, da mögen noch viele Balancen entstehen. Wie die im Einzelnen aussehen, das ist dann auch ..., weiß ich nicht, aber. Und die Chancen musste ich einfach zugeben, wenn die Uni damals dieses Gelände nicht erbeutet, nenne ich mal, hätte, wär sie wahrscheinlich wirklich den Bach runtergegangen. Und diese Fakten, die wir baulich geschaffen haben, jetzt jenseits des architektonischen einfach, ganz schnell, ganz schnell, waren der Punkt, diese Uni kann man nicht mehr zumachen.

Interviewerin Finkeldei: Das war ja auch für die Stadt eine große Bedeutung, damals.

Von Mansberg: Ja, also ich hab manchmal so was Pathetisches gesagt, das ist für die Stadtgeschichte überhaupt nicht hoch genug einzuschätzen.

Interviewerin Finkeldei: Das ist ja richtig.

Von Mansberg: Wenn es diese Universität nicht gegeben hätte, das war ja Jahrzehnte eine Soldatenstadt, bis in meine Familie rein. Also, das ... war die Bedeutung dieser Stadt, Garnisonsstadt. Nun hat sich das Militär ja weitestgehend hier verabschiedet. Jetzt ist ja die Schlieffenkaserne noch freigefallen, die Theodor-Körner-Kaserne wird auch noch freifallen und wird besetzt mit Wohnen oder was immer. Und dann ist die Stadt eine andere Stadt. Und das ist schon, das ist für Lüneburg unglaublich gut. Also deswegen hab ich in meinem Überschwang eben auch die, die dort, weiß ich sommersemestrigen Studenten begrüßt. Das ist ganz wunderbar, dass die Stadt dieses hat. Das sie alle kommen und hier studieren wollen.

Interviewerin Finkeldei: Das ist ein großer Anziehungspunkt, auf jeden Fall.

Von Mansberg: Ja, und da mag ja sogar die alte Stadt also als Erscheinungsbild helfen, die ist ja sehr schön in der inneren Stadt, aber ich lege auch großen Wert darauf, dass das, was neu gemacht wird

im Außenbereich dahinter nicht unendlich weit zurückfällt. Und sicherlich wird der Libeskind-Bau dem eine zusätzliche Bedeutung geben. In welchem Umfang, das wird man sehen. Ich hab kürzlich mal gesagt, nun wartet doch mal ab. Also manches ist ja auch ein Vorgang der Gewöhnung. Es sieht eben ganz anders aus als alles bisher. Und dann muss man mal schauen. In 10 Jahren ist wahrscheinlich leichter darüber reden. Das war genau oder schade, das hätte man noch so, weiß ich nicht, kann man nicht vorhersagen.

Interviewerin Finkeldei: Warten wir mal ab.....

Von Mansberg: Kunst, gute Kunst ist immer neu, also schauen wir noch mal.

Interviewerin Finkeldei: Schön

Von Mansberg: Es gibt tausend Sachen so. Dieses Glas da, nicht, also da kann natürlich der Rechnungshof in Hannover und hat gesagt, also da ist noch geschlossene Wände, Herr von Mansberg. Können Sie uns mal sagen, wozu Sie da ein Glasdach machen? Ich, ja es war natürlich Architektur, diese Boxen, die sollten nicht so sein, sondern so, auf, so. Und deswegen musste das rumlaufen. Dann haben wir so lange rumgestottert, dass wenn die Fassaden dann immer trocken sind und das kein Regen an die Fenster kommt. Und wir Architekten müssen ja dann immer funktional argumentieren. Man kann nicht sagen, ja, das, also dies mit der offenen Geste, das ist es doch nun. Jetzt bei dem Libeskind-Bau wird man viel mehr so semantische Argumente haben. Wir mussten immer funktional argumentieren. Wie putzt man denn die Fenster um Gottes willen und so weiter. Also es hat uns aber keiner dann in die, ist uns keiner in die Parade gefahren. Oder hier sollte nach Überzeugung des Rechnungshofes jedes zweite Fenster zugemauert werden. Da haben wir dann ausgerechnet mit Hilfe der NILEG, dass das genauso teuer würde wie eben der Holzrahmen mit dem Glasfenster. Das kann man ja alles manipulieren, nicht. War aber wichtig, nicht, dass nun frei war. So war, haben wir die gepolsterten Stühle, also a) das sitzen die Studenten durch, gibt's Löcher drin. Wir konnten aber akustisch nachweisen, dass also die Bedämpfung im Raum, wenn der nur halb voll ist, wichtig ist. Sonst habe ich eine veränderte Nachhallzeit für das Hören. Okay, dann machen Sie's. Verstehen Sie, so haben wir uns vorwärts geruckelt. Aber da haben wir bei dem Auftraggeber NILEG immer, die durchschauten das natürlich auch, aber immer Unterstützung. Ja, ja das kann man so sagen. Sie haben sicher Recht.

Interviewerin Finkeldei: Das war überhaupt eine gute Zusammenarbeit mit der NILEG

Von Mansberg: Sehr, ja, ja. Es lief damals alles ja nicht wie, man sagt, wie geschmiert, nicht. Es ist eine große erfolgsorientierte Bereitschaft und große Freundlichkeit, mit der bei allem Strenge in Sachen Kosten ... usw. lief das ganze ab. Das kommt nicht immer vor, das ist selten. Aber manchmal ist in so einem Bauvorhaben auch, das ist wie so ein roter Faden. Es geht im Anfang gut und es läuft bis zum Ende und manchmal ist ein Bauvorhaben von vornherein irgendwie vertrackt und dann könnte man, als weiß ich, aber gläubisch und das geht dann bis zur letzten Abrechnung stuckert und ruckelt und es ist verdrießlich und hier war alles einschließlich Martin Dieckmann, das noch zu sagen, alles sehr schön. Von daher, als Sie mich fragten, ja das gehörte mit dazu, dass das so in so großen, nicht schlappen Harmonien, aber in so großer Übereinstimmung, dass man sich immer finden konnte in den Teilen.

Interviewerin Finkeldei: Das ist schön, dass Ihnen das auch so in schöner Erinnerung geblieben ist.

Von Mansberg: Ja, es ist natürlich für mich ein ganz großes Glück und irgendwann hat mal jemand gesagt, dies sei wohl mein Hauptwerk, will ich gerne akzeptieren. Ich hab größeres gebaut als dies, aber es geht ja auch um gute Architektur und nicht, denke ich oder, nicht um größeres. Es kann ja auch eine kleines, eine kleine Arbeit sein, die dann sehr entspannt und schön ist. Und wenn ich hier rein geh, bin ich immer noch zufrieden. Ich bin dann so, manchmal geh ich denn hier so rum und denk, ich schreib jetzt mal einen Brief an Frau Schwarz, die Bauverwaltung. Es ist alles völlig verdreht, diese Gläser, das man gar nicht mehr runter, drunter gucken kann. Beim Dies Academicus waren da oben überall lauter Moose und dann wollte ich erst Herrn Spoun festhalten und sagen, Herr Spoun, Mensch können Sie mal einen da raufschicken. Es war ein Jammer, nicht, es muss doch nach oben fliegen. Ja, leicht, leicht.

Interviewerin Finkeldei: Das passt ja auch immer noch gut ...

Von Mansberg: Ja, und es sollte auch leicht sein. Das steckt da ja auch drin, nicht. Wir haben Wert darauf, dass die Dinge leicht blieben. Ich mag nicht so schwere, gravitatische Architektur. Ein Hauch von Schweben hat Günter Behnisch mal gesagt. Das würde ich auch so sagen. Ein Hauch, verstehen Sie das? Das heißt ja nicht ohne Bindung, aber leicht ist schön und natürlich als Kontrast dazu sowieso, nicht.